Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 21

Artikel: Auf dem Munot
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671424

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nig lächeln und höre ihn von den «vermaledeiten Fuchslöchern» einer solch philosophischen Denkweise reden, in die sich immer dann die Leute verkröchen, wenn man sie festnageln wolle.

Aber inzwischen wäre der Wein aufgetragen, dieser wundersame Versöhner, und wir stiessen an, wie wir es immer tun, wenn wir uns heissgeredet. Während des Becherns geschieht dann die seltsame Wandlung, dass er dem letzten der Mohikaner im grünen Grase doch ein bescheidenes Daseinsrecht zugesteht, während ich ihn mit all seinen Aemtern und Aemterchen und seinen fünf Versicherungen hochleben lasse.

Georg Summermatter

Auf dem Munot

Eigentlich war es ein Wiedersehen! Denn viele Jahre hatte ich zwar nicht die Stadt am Rhein, aber doch ihr Wahrzeichen — den Munot gemieden. Und dann ergab es der Zufall, dass ich wie einst an einem Sonntagnachmittag auf der Zinne stand. In meiner Kindheit, daran erinnere ich mich noch ganz gut, übten die bunten Glasfenster dort oben einen ganz besonderen Zauber auf mich aus. Die Erwachsenen bemerkten wohl diese Scheiben nicht einmal, wir indessen fanden sie einzigartig schön. Die sichtbare, damals noch so unproblematische Welt in blauer, roter, gelber, grüner und brauner Beleuchtung zu betrachten, dies war jedesmal ein Ereignis, und es zeigt auch, wie für Kinder das scheinbar Nebensächlichste zum Besonderen wird. Meist waren es stille Sonntagnachmittage, die uns zum Munot lockten; leicht konnten wir ihn erreichen, auch ohne Sonntagsbatzen in der Tasche — und immer war es aufregend und unheimlich in den finstern Kasematten. Nur spärliches Licht erhalten sie durch vier tiefe Schächte und oft wirkten die schweren Quadergewölbe beklemmend auf uns ein. Unzähligen Liebespaaren müssen die Kasematten vertraut geworden sein, und ich wage sogar die kühne Behauptung, dass dort im Gang der Jahre mehr Zärtlichkeiten und Küsse getauscht worden sind als Wassertropfen von den feuchten Mauern klatschten. Gewiss, das sind müssige Vermutungen und doch ist es irgendwie tröstlicher an tuschelnde Liebespaare zu denken, als an die schweren Seufzer der Belagerten, an Waffenlärm und Soldatenflüche oder gar an das Stöhnen und Röcheln von Sterbenden.

Schon im Mittelalter hat auf dem sogenannten Emmersberg über der Stadt eine kleine Befestigungsanlage bestanden, der Zwingolf mit Graben und Wachtturm, verbunden beidseitig mit den Stadtmauern. Erst im 16. Jahrhundert wurde das Kastell mit bombensichern Kasematten erbaut und die ganze Bevölkerung hatte die Hände und Glieder wohl tüchtig zu rühren. Seine Feuertaufe empfing der Annot oder Unot, wie die ursprünglichen Namen lauteten, erst im Jahre 1799, als die Franzosen auf die anrückenden Oesterreicher vom Unot aus ihre Geschütze richteten. Uns Buben hat natürlich dieses Bollwerk mächtigen Eindruck gemacht und der Phantasie viel Nahrung gegeben, doch damals war es uns noch gleichgültig zu wissen, dass der Munot (die spätere Namensgebung) als einzige ausgeführte Zirkularbefestigung zu gelten hatte, die in allerdings bescheideneren Ausmassen von Albrecht Dürer erdacht und ausgeklügelt worden war.

Ich erinnere mich auch, wie die unterirdischen Gänge unsere Einbildungskraft beschäftigten, die wir aber nie zu sehen bekamen, weil uns der Obolus mangelte. In unserer Phantasie nahmen diese Gänge immense Längen an und es wimmelte darin nur so von Gespenstern und unheimlich klappernden Gerippen. Dann war da die schraubenförmig sich emporwindende und gepflästerte Rampe, die von den Kasematten hinaufführt zur Zinne. Und oben betasteten wir selbstverständlich immer wieder die alten Kanonen, die noch auf dem gleichen Fleck stehen und ihre Mündungen über die Stadt hinaus richten. Unzählige Hände müssen diese Rohre betastet, gestreichelt und getäschelt haben; glattes Metall zieht die Hände an und erst die sinnliche Berührung schafft auch in diesem Fall den wahren Kontakt. Dies ist mir nämlich später noch oft aufgefallen, dass kein Besucher (das Kind mit dem Schnuller genau so wie der würdigste Greis) der Verlockung diese Rohre zu streicheln widerstehen konnte.

Und dann lehnt man sich über die Brüstung und blickt hinunter auf die Stadt, die uns nun aus der Vogelperspektive erst recht ihr mittelalter-

Bergbach im Kiental

Ernst Brunner

liches Gepräge zuwendet; mit dem Gefältel gleichsam der zahlreichen Dachgiebel; First an First mit fast rhythmischer Reihenfolge. Dazwischen die steinernen Stufengiebel, und da und dort ockerfarbene, rosagetönte oder zartgrüne und grau verwaschene Fronten. Die einst wehrhaften Stadttürme ragen schmucklos empor, die nicht mehr zu beschützen und zu beschirmen haben; dann die gotische Kirche St. Johann und das romanische Münster. Ein boshafter Schaffhauser hat einmal behauptet, dass das Wort Unot nicht ohne Not, sondern un-nötig bedeutet habe oder mit anderen Worten, dass man die Festung gewissermassen für die Katze gebaut und das Volk unnötig habe schwitzen und fronen lassen. Doch das ist — wie gesagt — eine boshafte Auslegung, die natürlich willige Ohren findet, weil das Volk zu allen Zeiten Befestigungswerke als unnötig oder zum mindesten nur als notwendige Uebel empfunden hat. Gewiss scheint mir nur, dass die Erbauer von Schaffhausens Wahrzeichen die zweite Zinne nicht als Tanzfläche vorgesehen hatten und an schmachtende Liebespaare in den finstern Kasematten haben sie wohl auch nicht gedacht. Doch just dies würde am Ende auch jene Bürger getröstet haben, die einst in zweiundzwanzigjähriger Fronarbeit geschwitzt und offen oder heimlich den Unot verlästerten. Auch an die träge widerkauenden Hirsche und Rehe wird man damals nicht gedacht haben, die nun seit langem im grünen Burggraben ein gesichertes Dasein geniessen und die Gefahren der Freiheit nicht mehr zu fürchten haben. Und dass schliesslich und endlich diese grimme Feste längst friedlichsten Zwecken dient, sollte uns eigentlich ermuntern auch von den kriegerischen Werken unserer oft so unerquicklichen Gegenwart an friedvollere Zeiten zu glauben. Schwer genug wird es einem zwar gemacht, dies lässt sich nicht leugnen.

Wenn wir als Buben vor allem von den bunten Glasscheiben, den unterirdischen Gängen und den Kasematten beeindruckt wurden, so beglückt uns heute der weite Blick auf die Stadt und den grünen Wälderkranz rundum. Der Rhein, flaschengrün und gelassen dahinströmend, schliesst wie ehemals die Stadt nach Süden zu ab. Freilich, die Ufer sind nicht mehr so ländlich stillt und geruhsam wie einst, als nur vereinzelte Landhäuser und Trotten aus dem Grün der Bäume und Rebberge blickten, wie man das noch auf den alten kolorierten Stichen mit manchmal vielleicht ein bisschen wehmütigen Gefühlen sehen kann. Und wo einst breite, bedächtige Nachen auf der Flut schaukelten, da knattern jetzt Aussenbordmotore mit gleichsam hysterischer Ausdauer. Am freien Platz legen blitzblanke Schiffe an, die erwartungsvolle Ausflügler in die alte Rheinstadt bringen oder aufnehmen zu einer unvergesslichen Stromfahrt nach dem Untersee.

Etwas freilich wird von der Munotzinne kaum sichtbar, wenn wir die Gebäude der Kammgarnfabrik hinter dem Museum zu Allerheiligen ausnehmen: das werktätige Leben der Stadt nämlich, die bedeutende Industrieanlagen aufzuweisen hat. Doch das Mühletal, wo die Hallen und Werkstätten der Georg Fischer'schen Stahlwerke liegen, verbirgt sich den Blicken des Betrachters, und auch die weitläufigen Fabrikareale und Wohnquartiere auf dem Ebnat kann er nicht wahrnehmen. Erst wenn man durch die Strassen schlendert, spürt man inmitten der mittelalterlichen Stadtatmosphäre auch das neue Schaffhausen, den Pulsschlag der neuen Zeit, den Atem tätiger, betriebsamer Gegenwart.

Einmal las ich irgendwo, dass man einen Sommerball auf der Munotzinne erlebt haben müsse, um eine der typischsten Seiten schaffhauserischen Lebens kennen zu lernen. Abgesehen davon, dass ich das Wort «typisch» in diesem Fall wenig glücklich empfinde, ist dieser Hinweis meines Erachtens eine Privatangelegenheit der Schaffhauser selbst. Und wenn ich mich nicht arg täusche, lieben sie es wenigstens an ihren Munotfesten «unter sich» zu sein. Es ist auch nicht unbedingt notwendig, sich ein paar Schuhe auf der Munotzinne durchzutanzen, wenn man *den* Schaffhauser kennen lernen will. Man findet ihn nämlich überall. Zugegeben — Einheimische (und ich gehörte einmal beinahe zu ihnen!) sind oft Ignoranten, und von den Munotfesten weiss ich tatsächlich weniger als der Fremdling, der mit dem Baedeker unter dem Arm den ersten und besten Eingeborenen anrempelt und fragt, ob es denn die hübschen Schaffhauserinnen wirklich gebe? Und da ist es dann durchaus möglich, dass der Eingeborene leicht entrüstet antworten würde: «Selbstverständlich haben wir schöne Mädchen! Sie gehören zum Ruhm der Stadt, nicht nur die Erker, die Brunnen und die prächtigen Hausfassaden, aber wenn man sie sehen will, muss man ein Munotfest besuchen, von jenen Lichtern unter dem Sternenhimmel werden sie nämlich wie Nachtfalter angelockt ...» So ungefähr würde der Schaffhauser vielleicht antworten.

Peter Kilian